

15. November 2004, 02:12, Neue Zürcher Zeitung

Verschwenderische Armut

Was ein Theaterfestival im armenischen Erewan bedeuten kann

Eine kleine, seit den territorialen Auseinandersetzungen nach dem Zerfall des Sowjetreiches isolierte Nation: Armenien fühlt sich, nicht zu Unrecht, von der Restwelt vergessen. Ein Theaterfestival in der Hauptstadt Erewan mit internationaler Beteiligung ist einer von vielen Versuchen, durch Überwindung der Isolation Abhilfe zu schaffen.

Von Renate Klett

Armenien ist ein kleines Land, nicht grösser als Belgien, mit dreieinhalb Millionen Einwohnern, von denen ein Drittel in der Hauptstadt Erewan lebt. Aber dieses kleine Land hat eine eigene Sprache mit eigenem Alphabet und eine sehr eigene, sehr ausgeprägte Kultur. Zu Zeiten der Sowjetunion war Armenien die fünfzehnte Republik, sprich: die letzte, irgendwo hinter den Bergen bei den sieben Zwergen. Die Witze über Höreranfragen bei Radio Erewan mit der klassischen Antwort: «Im Prinzip ja, aber . . .» waren auch im Westen populär. Nach dem Zerfall der UdSSR gab es blutige Auseinandersetzungen zwischen Armenien und Aserbeidschan um die Enklave Berg Karabach, die seit dem Waffenstillstand zum armenischen Gebiet zählt. Seither ist das Land in Vergessenheit geraten; kaum jemand weiss überhaupt, wo es liegt, und niemand scheint sich dafür zu interessieren.

Isolation und Paranoia

Die Armenier leiden sehr unter dieser Isolation, und sie fühlen sich umzingelt von Feinden. Ein Journalist beschreibt das so: «We share borders with four nations: Turkey is enemy, Aserbeidschan is enemy, Iran is not enemy, but not friend either, Georgia is friend, but not good one.» Das Gefühl, auf einer kleinen christlichen Insel inmitten eines muslimischen Meeres zu leben, trägt mitunter Züge der Paranoia. Der Einwurf, zumindest Georgien sei doch auch christlich, wird nicht akzeptiert: Das sei eine ganz andere Kirche und nicht zu vergleichen. Denn die Armenier sind sehr stolz darauf, die älteste christliche Nation der Welt zu sein. Im Jahr 301 bekehrte der hl. Gregor «der Erleuchter» König Trdat IV., und der machte den neuen Glauben gleich zur Staatsreligion. Die unabhängige armenische apostolische Kirche, deren Wurzeln denen des koptischen Christentums gleichen, ist der vielleicht wichtigste Identifikationspunkt der kleinen Nation.

Zu den vielen Versuchen, die Isolation zu überwinden, gehört auch das internationale Theaterfestival Highfest, das in diesem Jahr zum zweiten Mal stattfand. Zwei Dutzend Aufführungen und ebenso viele Special Guests (von denen die meisten nicht kamen) wurden eingeladen; es gab Vorstellungen aus dem Kaukasus und aus Westeuropa; die Ausländer sollten mit dem armenischen, die Armenier mit dem ausländischen Theater bekannt gemacht werden, wobei die Auswahl zumindest bei Letzterem wohl eher dem Zufall überlassen war. Aber das Publikum war neugierig und enthusiastisch, alle Vorstellungen waren rappelvoll, und

bei Artishok aus Kasachstan gab es einen Massenaufbruch vor den Türen von den Hunderten, die nicht mehr hineinkamen.

Das armenische Programm reichte von Puppentheater und Pantomime bis zu Sarah Kanes «Psychosis 4.48», von «Hamlet» und Kindertheater bis zum wohl eher ideologisch als künstlerisch begründeten Gastspiel des Staatstheaters aus Stepanakert, der Hauptstadt von Nagorni Karabach (so wie es bei griechischen Festivals immer einen Beitrag aus Zypern gibt). Die bei weitem interessanteste Aufführung kam erwartungsgemäss nicht von den verstaubten staatlichen Institutionen, sondern vom privaten Henrik Malyan Theatre Studio.

Die 1980 vom hoch geschätzten Filmregisseur gegründete und inzwischen von seiner Tochter geleitete Studiobühne zeigte fünf dramatisierte Kurzgeschichten von Aghassy Ayvazyan. Unter dem Titel «The Tribe Physiology» beschäftigten sie sich mit dem Lieblingsthema der Nation: mit sich selbst. Aber sie tun es auf pfiffige, durchaus auch selbstkritische Weise. Da gibt es den Streit als armenische Lebensform - «Auf wen wollen wir unseren Hass jetzt lenken?», fragen die Mitglieder der Grossfamilie und finden das Opfer in den eigenen Reihen - und die Unfähigkeit, etwas gemeinsam zu tun: «Eine Hand kann nur eine andere waschen, zwei Hände das Gesicht.» Besser ist's, mahnt der Autor, wenn jeder sich als Teil eines grossen Ganzen begreift, das man Gott nennen kann, Metaphysik oder einfach «Kirakos, der in uns ist und wir in ihm». Die von Narine Malyan poetisch und humorvoll inszenierten Szenen lassen mitunter an O'Casey denken oder an Bruno Schulz mit ihrer Atmosphäre zwischen Realismus und Transzendenz und den skurrilen Figuren wie aus einer versunkenen Welt.

Die französische Strassentheatertruppe Cacahuètes aus Avignon wirkt wie der anarchistische Gegenentwurf zum geschlossenen System der nationalen Selbstreflexion: Wüst und fröhlich verbreiten sie Chaos in der ganzen Stadt, legen den Verkehr lahm, überfallen die Strassen und Plätze des Zentrums mit Tumult und Theater. «Mutter's Beerdigung» zeigt eine Familie auf dem Weg zum Friedhof, komplett mit Mama im Sarg und Papa im Rollstuhl. Sie haben sich verlaufen und führen die schnell wachsende Menge, die ihnen folgt, an Blumenbeeten und Springbrunnen entlang, manchmal auch durch sie hindurch, in Staubwolken und über Bauschutt, vorbei an ausgehobenen Kellergruben ohne Absperrung bis zur Grossbaustelle beim Freiheitsplatz, wo ein beherzter Bauleiter ihnen den Weg versperrt.

Verhandeln nützt nichts, also kehren sie um, und die verstaubte, verschwitzte, glückliche Masse mit ihnen, zurück zur Hauptstrasse, wo der gerade wieder in Gang gekommene Verkehr erneut zusammenbricht. Alle spielen mit, auch die kopfschüttelnden Autofahrer machen gute Miene zum bösen Spiel. Schliesslich steigen die Schauspieler auf dem Platz der Republik in ein Taxi, Sarg aufs Dach, Papa in den Kofferraum, der Rest der Familie auf die Rückbank gequetscht. Sie drehen noch ein paar Ehrenrunden im Kreisverkehr, und die Menschen laufen ihnen nach wie weiland die Hamelner Kinder dem Rattenfänger. Fröhliche Anarchie bricht aus auf dem grössten Platz des Landes. Hupende Autofahrer, lachende Fussgänger, verdutzte Polizisten und überall Trauben von Schaulustigen: vive la liberté und zur Hölle mit allen Tabus.

Die Akteure sind selbst beeindruckt vom Ergebnis ihrer Prozession, die natürlich in einem Land, das solche Kunsthappenings nicht gewohnt ist, einen ganz anderen Nachhall findet. Es hat sich gelohnt: Sie sind auf eigene Kosten hergekommen, haben zweimal gespielt und fahren noch am selben Abend zurück, ganz berauscht von der naiven Spontaneität der Zuschauer, die sie noch lange umlagern, Hände schütteln wollen, ein Autogramm ergattern oder gar ein Foto mit den neuen Helden von

Erewan.

Alltag in der Sowjetunion

Die absoluten Königinnen des Festivals aber sind die Frauen der kasachischen Gruppe Artishok, was sich auch als Art & Shock lesen lässt. Ihr Programm «Back in the USSR», mehr umjubelt und gefeiert als alle andern Aufführungen, zeigt auf Improvisationen basierende Sketches über das Aufwachsen in der Sowjetunion, komplett mit Pioniereid und ununterbrochenen Trauerfeiern für die Parteivorsitzenden, die wegsterben wie die Fliegen. Da kann's schon einmal passieren, dass die Blase überläuft beim ewigen Ehrenwache-Stehen, und wenn die Pfütze in Panik mit der Pionierfahne aufgewischt wird, sind die Folgen sehr unangenehm. In solchen schrecklichen und schrecklich komischen Situationen wachsen die drei Freundinnen immer enger zusammen, was Teeniegezänk und -eifersucht nicht ausschliesst.

Wenn eine vor lauter Frühlingserwachen nicht mehr weiss, wohin mit so viel Gefühl, dann muss schon mal die Lenin-Büste herhalten, um das Küssen zu üben. Dann: der hausgemachte Aufklärungsunterricht aus Wissensdrang und Scham; die Funktionärstochter, die angibt mit all den westlichen Leckereien im östlichen Kühlschrank; das Mauerblümchen, das vor lauter Verlegenheit den Fahneneid verpatzt; oder die Frühreife, die die Jungs schon ranlässt und deshalb die Strengste ist, wenn's darum geht, sozialistisches Fehlverhalten zu bestrafen. Eine Perlenkette wiedererkennbarer, erinnerungsselliger Alltagsgeschichten aus der Zeit des Glorreichen und real Existierenden, aufgefädelt für eine DDR-Reporterin auf der Suche nach authentischem Filmmaterial, das der von ihr heftig beflirtete russische Techniker geduldig vor- und zurückspult.

Dies ist erst die dritte Produktion der 2002 gegründeten Frauengruppe aus Almaty, und man muss kein Prophet sein, um ihnen eine grosse Zukunft vorherzusagen. «Back in the USSR» könnte zum identifikationsträchtigen Dauerbrenner werden dort, wo der Sozialismus nicht siegte, aber auch im Westen winken Erfolgchancen: Erwachsenwerden ist schliesslich überall schwer. Die erste Probe aufs Exempel machte in diesen Tagen das «groundzero theater» im schweizerischen Baden. Dessen neuer Leiter Markus Zohner, so etwas wie der Ziehvater der Artishoks (nach einem Workshop bei ihm gründeten sie das Theater), trat mit «Ha! Hamlet» in Erewan auf: die ganze Tragödie von zwei Schauspielern gespielt. Zohner und Patrizia Barbuiani teilen sich die Rollen, sie verdrehen und variieren sie, dass einem ganz schwindlig wird von all den Aktionen, die nicht stattfinden oder gerade doch, all den Zitaten, Ritualen und merkwürdigen Geschichten. Es ist schnelles, intelligentes, übermütiges Theater, shakespeariger als all die drögen Stadttheaterhamlets zusammen, glänzend gespielt, gemimt, gesprungen und geritten, alles im Sitzen, versteht sich - aber wenn der Geist beweglich ist und der Körper dazu, dann kann ein Schemel zur Welt werden und die Welt zum Signal.

Anekdotischer Exkurs. Am Abend vor der Premiere gehen Zohner und ich zusammen essen. Hinterher verlaufen wir uns im nächtlichen Erewan, alle Strassen sind stockfinster, die Schilder, wenn es sie denn gibt, auf Armenisch, und weit und breit niemand, den man fragen könnte. Dann taucht jemand auf, wir halten ihn an, er kennt sich auch nicht aus. «I'm from Iran», sagt er, und dann, auf Zohner zeigend: «Hamlet» - er hatte die Vorstellung im Januar beim Fadjr-Festival in Teheran gesehen. Wenn das nicht Ruhm ist!

Die dunklen Strassen Erewans übrigens sind ein Dauerthema. Auch Theater, Hotelhallen, Museen: Alles ist schlecht oder gar nicht

beleuchtet. Nur der Platz der Republik, das Herz der Hauptstadt, strahlt nachts im Lichterglanz und wirkt wie verzaubert. Tagsüber ist er nur gross, aber nach Einbruch der Dunkelheit, wenn alle Bögen und Arkaden von innen beleuchtet sind, ist er von verschwenderischer Schönheit.

Nationales Trauma

Das Verschwenderische scheint überhaupt ein Merkmal dieser Kultur zu sein. Einerseits ist überall Armut zu spüren, andererseits wird bei jeder privaten Essenseinladung so überreich aufgetischt, als sollte das ganze Dorf mitessen. Für ihre Gastfreundschaft sind die Armenier bekannt, wie alle Kaukasusvölker, Wein, Wodka und der berühmte armenische Brandy fließen bei solchen Gelegenheiten in Strömen. Zum Brandy gibt es einen Spruch, den ich oft hörte und der einem vorkommt wie der Inbegriff des nationalen Traumas, dass die Welt voller Feinde sei und Armenien unterschätzt. Seit die Franzosen die Brandy-Fabrik gekauft haben, taten sie alles, um den Export zu behindern - aus Angst, dass sie ihren eigenen Cognac sonst nicht mehr loswürden.

Das Trauma kommt nicht von ungefähr. Oft genug war die Welt tatsächlich voller Feinde für die Armenier, und niemand hat ihnen geholfen. Auch nicht bei ihrer nationalen Tragödie, dem Völkermord von 1915, zu dem sich die Türkei bis heute nicht bekennt. Eineinhalb Millionen Armenier wurden damals systematisch verschleppt und ermordet, alle Zeugnisse ihrer Kultur zerstört. Nach der zynischen Devise des türkischen Innenministers Talaat: «Wenn es keine Armenier mehr gibt, gibt es auch keine armenische Frage mehr», wurde das am heiligen Berg Ararat gelegene «Westarmenien» ausgelöscht, später sogar bestritten, dass es jemals existierte. (Das Territorium des heutigen Armeniens wurde damals als «Ostarmenien» bezeichnet und lag ausserhalb des Osmanischen Reichs.) Hitler studierte diesen ersten Genozid des 20. Jahrhunderts sehr genau: «Wer spricht heute noch von den Armeniern», sagte er 1939. - Der 24. April ist der Gedenktag für den vergessenen Völkermord und wird jedes Jahr von Armeniern weltweit begangen, aber von kaum jemand sonst.

Ein Mahnmal

Seit 1967 gibt es auf einem Hügel über Erewan ein eindrucksvolles Mahnmal, bestehend aus einem 44 Meter in den Himmel ragenden Pfeil, einer Gedenkwand, einer Trauerstätte und einem unterirdischen Museum. Von den Architekten Kalashian und Mkrtchian erbaut, verbindet es Würde und Ästhetik sehr viel überzeugender als etwa das Holocaust-Mahnmal in Berlin. Es ist traurig und typisch, dass in den endlosen Diskussionen über Eisenmanns Entwurf meines Wissens niemals von diesem gelungenen Beispiel einer Gedenkstätte die Rede war. Das Monument ist auch deshalb so verblüffend, weil die moderne Architektur der Hauptstadt und des ganzen Landes sonst ein Graus ist: ungeschlachte Betonklötze nach sowjetischem Vorbild inmitten der herrlichsten Landschaften. Was alt ist, wurde abgerissen, ausser, Gott sei Dank, den wunderbaren mittelalterlichen Klöstern mit ihren reich verzierten khachkars (Steinkreuzen). Inzwischen sind fast alle Klöster, die einst geschlossen wurden und verfielen, restauriert. Sie überlebten vor allem deshalb, weil sie so abgelegen waren, im tiefsten Tal, auf dem höchsten Felsen, und die Strassen viel zu schlecht (oft auch heute noch), als dass die Bulldozer hätten anrücken können.

Die Touristen, die man dort trifft, sind meist Armenier aus der Diaspora, oft solche, die das Land ihrer Vorfahren zum ersten Mal bereisen. Da kann man gestandene Männer weinen sehen, so überwältigt sind sie, endlich an dem Ort zu stehen, von dem die Grossmutter ihnen in der Kindheit erzählt hat. Die Exilarmenier haben

eine starke Bindung an die alte Heimat, und ohne ihre finanzielle Unterstützung ginge es dem Land noch viel schlechter. Vom kanadischen Lehrer, der der Schule seines Heimatdorfs Geld schickt, bis zum Hollywoodmogul, der einen dreistelligen Millionenbetrag stiftet, um Strassen zu reparieren, ist der Staat auf sie angewiesen. Weil Charles Aznavour nach dem schrecklichen Erdbeben von 1988 eine grosse Spendenaktion initiierte, ist in Erewan schon zu seinen Lebzeiten ein Platz nach ihm benannt.

Vor allem von Exilarmeniern werde ich immer wieder gefragt, warum es in Armenien so wenig deutsche Touristen gebe, die seien doch sonst überall. Die Antwort geben sie gleich selbst. In Deutschland seien so viele Türken, und die hätten grosse Macht und würden das verhindern. Da ist es dann wieder, das Trauma, auch noch in der dritten Generation.

Die Theaterkritikerin Renate Klett hat internationale Theaterfestivals koordiniert und lebt heute in Berlin.

.....

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

<http://www.nzz.ch/2004/11/15/fe/page-article9YOZ4.html>

.....

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

.....